

Die folgende Geschichte dürfte ich eigentlich nicht erzählen, da ich mich, als sie sich ereignete, zu Stillschweigen verpflichtet hatte. Allerdings sind die daran beteiligten Personen inzwischen entweder verstorben oder so alt, dass selbst für den Fall, dass jemand Nachforschungen anstellen wollte, wohl mit keinen Konsequenzen mehr zu rechnen wäre.

Es begann mit einem aus Langeweile geborenen sonntäglichen Spaziergang, den ich mit meinen damals fünf und sieben Jahre alten Töchtern unternahm. Nicht lange und der Spaziergang endete erwartungsgemäß auf einem nahe gelegenen Spielplatz. Ich setzte mich mit dem vorsorglich mitgenommenen Buch auf eine Bank und vertiefte mich in die ersten Sätze. Nach kurzer Zeit war ich so konzentriert, dass ich den Kinderlärm nur noch wie aus der Ferne wahrnahm. So hörte ich nicht sofort, was meine jüngere Tochter Emilia zu mir herüberrief. Erst als ihre ältere Schwester zu mir gelaufen kam, mich ungeduldig am Arm zog und aufforderte mitzukommen, sah ich auf. Meine Kinder wussten, dass ich ungern beim Lesen gestört werde, insofern war ich mir sicher, es gab einen guten Grund, und ließ mich von Carla gefügig leiten.

Als wir das Ziel erreicht hatten, standen wir neben der Schaukel und Emilia, die ihre Hände hinter dem Rücken versteckt hielt, schaute mich strahlend an.

»Willst du wissen, was ich gefunden habe?«, fragte sie mich.

Ich nickte.

»In welcher Hand ist das, was ich dir zeigen will?«

Ich tat so, als sei es eine wichtige Entscheidung, überlegte gestenreich, bevor ich sagte: »Zuerst will ich sehen, was in deiner linken Hand ist.«

Sie zog die linke Hand hinter dem Rücken hervor, machte »Tataaa« und streckte mir einen Gegenstand, den sie zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, entgegen.

»Was ist das?«, fragte ich erschrocken.

»Na, ein Finger«, erläuterte Carla. »Das sieht man doch!«

Tatsächlich hatte ich es gesehen, aber im ersten Moment nicht glauben können. Meine kleine Tochter hielt in ihrer Hand einen menschlichen Finger.

»Wirf ihn weg!«, sagte ich heftig, worüber Emilia erschrak und den Finger in den Sand fallen ließ. Dort blieb er liegen, von meinen Töchtern sorgsam bewacht, bis die von mir aus einer Telefonzelle herbeigerufene Polizei eintraf.

Zunächst machte man uns Vorwürfe, dass wir den Finger angefasst hatten, dann sahen die Beamten aber bald ein, dass man von einem Kind nicht erwarten könne, einen derart sensationellen Fund sofort in Hinsicht auf ein mögliches Verbrechen einzuschätzen.

Der Spielplatz wurde abgesperrt und ein Suchtrupp traf ein, der nach weiteren Leichenteilen Ausschau hielt. Der Finger wurde in einer Tüte verstaut und zur rechtsmedizinischen Untersuchung gebracht. Wir wurden vernommen, konnten aber keine verwertbaren Informationen liefern außer dem Ort, an dem Emilia den Finger entdeckt hatte. Damit wurden wir entlassen und als wir den Spielplatz verließen, war ich erstaunt, auf zwei Zeitungsredakteure zu treffen, die uns ähnliche Fragen stellten wie die Polizei zuvor.

Am kommenden Tag fand ich ein Foto von meinen Töchtern und mir in der Zeitung. Das vergrößerte noch den Ärger mit meiner Frau, den mir der Ausflug eingebracht hatte. Sie warf mir vor, ich hätte nicht genug acht auf die Kinder gegeben und daher nicht verhindert, dass Emilia den Finger angefasst habe. Nun machte sie mir zum Vorwurf, nicht verhindert zu haben, dass unsere Kinder in der Zeitung abgebildet seien. In dem Artikel wurde erwähnt, dass die Polizei keine weiteren Leichenteile gefunden habe und vor einem Rätsel stünde.

Ich verfolgte in den nächsten Wochen sorgfältig die Re-

gionalmeldungen der Zeitung, aber anscheinend war die Sache im Sand verlaufen. Meine Töchter sprachen nicht mehr davon, auch wenn sie den Zeitungsartikel mit dem Bild ausgeschnitten hatten, um ihn bei passender Gelegenheit ihren Großeltern zu zeigen. Ich dachte ebenfalls nicht mehr daran, bis ich einen Anruf von einem Mann erhielt, der sich als Professor Bartels vorstellte. Er sei Direktor des Anatomischen Instituts der Charité und halte es für seine menschliche Pflicht, mir einige Informationen über den von uns gefundenen Finger zu geben. Er fragte, ob ich in ein paar Tagen Zeit hätte, ihn im Institut aufzusuchen, er wolle die Sache nicht am Telefon besprechen.

Drei Tage später saß ich vor dem Schreibtisch von Professor Bartels. Es hatte mich überrascht, einen relativ jungen, schlanken Mann mit vollem Haar kennenzulernen. Aus irgendeinem Grund hatte ich erwartet, der Professor müsse um die 60 Jahre alt sein, einen dicken Bauch und eine Glatze haben. Auf seinem großen Schreibtisch türmten sich Papierstapel, ein voller Aschenbecher zeugte von seiner Nikotinsucht. So steckte er sich, bevor er zum Grund unseres Gesprächs kam, zunächst eine Zigarette an, inhalierte tief und sah mich eindringlich an.

Schließlich begann er: »Der Zeigefinger, den Sie gefunden haben, wurde von unseren Kollegen der Rechtsmedizin untersucht und es stellte sich schnell heraus, dass er durch verschiedene Substanzen, ich sage mal, haltbar gemacht worden war. Formalin, Alkohol und solche Sachen. Sie wissen vielleicht, dass wir in der Anatomie die Studenten die Leichen von Körperspendern präparieren lassen, damit diese für ihre spätere ärztliche Tätigkeit den Aufbau des Körpers erlernen. Dafür benötigen wir knapp vier Monate. Um die Fäulnisprozesse aufzuhalten oder zu verhindern, werden die Leichen mit ebensolchen Substanzen konserviert.«

Ich unterbrach ihn: »Warum erzählen Sie mir das alles?«

Er überlegte kurz und sagte: »Nun, sehen Sie, der Finger stammt von einer unserer Leichen.«

Ich sah ihn überrascht und interessiert an. »Und wie kommt er auf den Spielplatz?«

»Nachdem die Kollegen aus der Rechtsmedizin mich über ihren Verdacht informiert hatten, rief ich unseren Präparator, der für die Leichen zuständig ist, und ging mit ihm gemeinsam in den Präpariersaal. Es dauerte nicht lange, bis wir die Leiche fanden, von der ein Finger entfernt worden war. – Die gesamte Studentengruppe, die an diesem Präpariertisch tätig war, wurde hier in meinem Dienstzimmer von der Polizei vernommen. Bei diesem unangenehmen Gespräch verstrickten sich drei der Studenten in Widersprüche, bis sie zugaben, den Finger von der Leiche entfernt und auf dem Spielplatz deponiert zu haben. Sie sagten, es sei aus einer Laune heraus entstanden und sie hätten sich einen Scherz erlauben wollen.«

»Ich nehme an, Sie fanden das weniger lustig.«

»Da haben Sie recht«, antwortete der Professor. »Die drei Studenten sind dementsprechend exmatrikuliert worden und müssen sich nun ein anderes Berufsziel suchen. Arzt werden sie jedenfalls nicht mehr.« Er machte eine Pause, seufzte dann einmal und fuhr fort: »Sehen Sie, für unsere studentische Ausbildung sind wir darauf angewiesen, dass Menschen sich zu Lebzeiten entscheiden, ihren Körper für zukünftige Ärztegenerationen zur Verfügung zu stellen. Das ist ein großer Vertrauensbeweis und zu Recht gehen diese Menschen davon aus, dass der Umgang mit ihrem Leichnam respektvoll geschieht. Wir können es nicht dulden, dass unsere Medizinstudenten, und sei es nur wegen eines Dummejungenstreichs, die Grundlagen dieses Verfahrens zerstören. Daher unser hartes Durchgreifen.«

»Ich hatte mich gewundert, dass man in der Presse nichts davon gefunden hat. Es wäre ja für die Öffentlichkeit von

Interesse gewesen, nachdem wir mit dem Finger so groß in der Zeitung waren.«

Professor Bartels steckte sich eine weitere Zigarette an, schwieg und schaute mich prüfend an. Wahrscheinlich überlegte er gerade, ob es die richtige Entscheidung gewesen war, mich in diese Geheimsache einzuweihen.

»Das hatte ich mir schon gedacht. Und ehrlicherweise hatte ich die Sorge, Sie würden genau aus diesem Grund vielleicht selbst Nachforschungen anstellen, beziehungsweise, noch mal einen Anruf eines Reporters erhalten. Die ganze Sache wäre dann wieder hochgekocht. Aus den zuvor genannten Gründen wäre es für uns von außerordentlicher Wichtigkeit, dass niemand etwas von der Herkunft des Fingers in Erfahrung bringt. Sie kennen nun die Wahrheit und ich habe die Hoffnung, dass Sie damit verantwortungsvoll umgehen.«

Das Vorgehen dieses Anatomieprofessors imponierte mir. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich im Berlin 1993 wenige Wochen nach dem Ereignis jemand an eine so belanglose Lokalnachricht erinnern würde, war sehr gering und welche Möglichkeiten hätte ich gehabt, eigene Nachforschungen, wie er es formuliert hatte, anzustrengen?

»Herr Bartels, ich weiß die Ehrlichkeit Ihres Vorgehens sehr zu schätzen und ich bin froh, am Ende nicht Zeuge eines echten Verbrechens geworden zu sein. Sie können sich auf meine Verschwiegenheit verlassen, meine Töchter haben die Sache ohnehin schon fast vergessen.«

»Ich danke Ihnen«, erwiderte er erleichtert und schien sich innerlich auf die Schulter zu klopfen. Er hielt das Gespräch anscheinend für beendet, da er seine Arme bereits auf die Armlehnen seines Schreibtischstuhls gestützt hatte und im Begriff war, sich zu erheben. In diesem Moment fiel mir ein, dass dies ein guter Zeitpunkt wäre, ihn um einen Gefallen zu bitten, den er mir unter anderen Umständen wahrscheinlich abgeschlagen hätte.

»Ich hätte auch eine Bitte an Sie.«

Man sah, wie sein Körper sich etwas anspannte, aber er nahm seine Arme wieder von den Lehnen und verschränkte sie vor der Brust. »Schießen Sie los.«

Ich zögerte kurz, da ich nicht wusste, wie ich meine Bitte vorbringen sollte, sagte dann aber geradeheraus: »Ich würde gern den Rest der Leiche sehen. Und den Präpariersaal. Ich kenne das alles nur vom Hörensagen, aus Büchern oder von Freunden, die Medizin studierten, während ich mich mit Linguistik herumschlug.«

Ich sah, wie sein Mundwinkel zuckte und vermutete, dass er die Bitte für unangebracht hielt. Gespannt wartete ich auf seine Antwort.

»Sehen Sie, eigentlich ist es nicht gestattet, dass Fachfremde den Präpariersaal betreten.« Er kratzte sich kurz am Kopf, offensichtlich hatte er seine Entscheidung noch nicht getroffen. Ich überlegte, ihn zu fragen, warum das nicht erlaubt sei. Das hatte ich mich bereits früher gefragt, da es ja keine verbotenen Dinge waren, die dort geschahen. Warum also diese grundlose Abschottung, die dem Ganzen etwas Geheimbündlerisches verlieh?

»Na schön«, sagte er. »Ich denke, in Ihrem Fall können wir da eine Ausnahme machen.« Dabei sah er mich nicht an, stand auf, ging zu seinem Wandschrank und nahm zwei Kittel heraus. »Ziehen Sie den an«, forderte er mich auf und reichte mir einen seiner Kittel.

Auf meiner Brust stand nun Professor Bartels. Er war jetzt kurz angebunden und ich merkte, dass er sich ärgerte. Er hatte offensichtlich das Gefühl, zu diesem Handeln gezwungen worden zu sein, und das widerstrebte ihm. Ich folgte dem schnell vorauseilenden Professor durch den langen Flur, durchs Treppenhaus und plötzlich blieb er stehen. Wir waren vor einer blickdichten Tür angelangt. Nun wandte er sich wieder an mich. »Im Augenblick findet der

Studentenunterricht statt. Falls jemand fragt: Ich werde Sie als einen Kollegen vorstellen, der von einer anderen Universität stammt und sich die hiesigen Gegebenheiten ansehen will. Sollte Ihnen übel werden, gelegentlich passiert das bei Neulingen auf diesem Gebiet, sagen Sie mir bitte rechtzeitig Bescheid. Es wäre peinlich, wenn ein angeblicher Kollege beim Anblick einer Leiche ohnmächtig würde.«

Ich fahndete nach einem Anflug von Lächeln in seinem Gesicht, musste aber feststellen, dass der Satz so knochentrocken gemeint war, wie er ihn gesagt hatte. Entweder war Professor Bartels absolut humorlos oder die Situation hatte ihm jeglichen Sinn für Humor genommen. Mit seinen letzten Worten zog er die Tür auf und forderte mich mit einer Bewegung seines Arms auf, einzutreten.

Langsam betrat ich den von künstlichem Licht erleuchteten Saal, der etwa die Größe eines Tennisplatzes hatte. Stählerne Tische standen mit wenigen Metern Abstand aneinandergereiht. Über den Tischen befanden sich Leuchten, die das Präparationsfeld erhellten. Auf den Tischen mussten die Leichen der Körperspender liegen, aber ich sah noch nichts, da an jedem Tisch acht bis zehn Studenten in weißem Kittel standen, die meisten über den Tisch gebeugt, und mehr oder weniger konzentriert arbeiteten.

Ich war überrascht, wie laut es im Saal war. Da an etwa zehn Tischen gearbeitet wurde, mochten also um die hundert Studenten mit ihren Gesprächen und zum Teil ihrem Lachen einen Geräuschpegel verursachen, der mich spontan an eine Bahnhofshalle erinnerte. Ich blickte mich ein wenig um: An den Wänden hingen große Tafeln mit der Ansicht von eröffneten Bauchhöhlen, Beinmuskeln oder dem Verlauf von Arterien und Venen. Ich musste feststellen, dass mir der Saal eine gewisse Ehrfurcht einflößte. Am eindrucksvollsten war jedoch der starke Geruch, der hier in der Luft hing, säuerlich, alkoholisch, fast wie vergorene Trauben, dabei

aber sehr künstlich. Das musste wohl das Mittel sein, mit dem die Leichen haltbar gemacht wurden.

»Kommen Sie«, sagte der Professor. Er führte mich durch die Reihen der Tische hindurch und ich stellte mit Befremden fest, wie die Studenten bei seinem offensichtlich unerwarteten Anblick fast erschrocken zur Seite wichen. Professor Bartels schien großen Respekt zu genießen, wenn nicht gar gefürchtet zu sein. Ich beschloss, falls die Situation es erlaubte, ihn später darauf anzusprechen. Plötzlich blieb er stehen, sodass ich fast gegen seinen Rücken stieß. »Da wären wir.«

Er trat von hinten an die Gruppe der Studenten heran, die ihn offenbar noch nicht wahrgenommen hatten, berührte mit dem Handrücken sacht den Arm einer Studentin, die seinem sanften Druck folgend zur Seite wich und, als sie ihn gewahrte, einen weiteren Schritt schnell von ihm weg machte. Er drehte sich zu mir um und sagte mit einem kalten Lächeln: »Treten Sie näher.«

Ich stand nun neben ihm und betrachtete den Leichnam. Um die Stille zu durchbrechen, forderte der Professor jemanden aus der Gruppe auf, über den Fortgang der Präparation zu berichten. Alsdann begann er Fragen zu stellen. Zu der Funktion einzelner Muskeln, der embryologischen Herkunft einzelner Organe, aber ich hörte nicht zu. Ich muss zugeben, dass mich der Anblick der Leiche zunächst kalt ließ: Vom Hals abwärts waren Haut und Unterhautfettgewebe entfernt, die Muskeln der Arme und Beine waren fein säuberlich präpariert, teilweise sah man kleinere Blutgefäße oder Nerven in die Muskeln eindringen. Die Bauchwand war komplett entfernt, was den Blick auf sämtliche Organe freigab. Verblüfft stellte ich fest, wie groß die Leber sich im Bauch ausdehnte. Das Ganze wirkte unwirklich. Ich verstand, warum die Studenten insgesamt einen recht ent-



spannten Eindruck machten und in sicherer Entfernung von dem Professor auch wieder ein Lachen erscholl.

Mein Blick wanderte zu den Händen und sofort erblickte ich die Stelle, an der der Finger entfernt worden war. Der Professor bemerkte meinen Blick und sagte: »Ja, Herr Kollege, das ist der Tisch, von dem ich Ihnen berichtet hatte. – Um die Studenten, die sich diesen schlechten Scherz erlaubt haben, ist es übrigens nicht schade, sie haben den Finger nicht einmal, wie es der Sachkundige täte, im Grundgelenk exartikuliert, sie haben ihn einfach mit einer Rippenschere abgeschnitten.« Dabei setzte er ein süffisantes Lächeln auf, das offensichtlich seine ganze Verachtung ausdrücken sollte.

Inzwischen hatte ich meinen Blick zu dem Kopf des Verstorbenen wandern lassen, der noch nicht präpariert war und infolgedessen das besaß, was ich zuvor vermisst hatte: den Hinweis auf eine menschliche Identität. Als ich in das Gesicht der Leiche sah, erschrak ich regelrecht körperlich und das Blut sackte in meine Beine.

»Herr Bartels«, stammelte ich, »ich muss mich kurz setzen.«

Er sah mit einer Mischung aus Hohn und Ärger zu mir herüber, schob mir einen Hocker unter, beugte sich über mich und zischte mir ins Ohr: »Ich hatte Ihnen doch gesagt, Sie sollten rechtzeitig Bescheid geben, falls Sie das nicht verkraften. Rechtzeitig!«

In diesem Moment war mir das gleichgültig, denn ich merkte, dass die Reaktion meines Körpers durch das Sitzen nicht wesentlich verbessert wurde, Schweiß trat auf meine Stirn, mein Blick wurde verschwommen und ich bat ihn, mich herauszuführen. Er fasste mich am Arm, zog mich hoch und führte mich aus dem Saal. Währenddessen hatte ich das Gefühl, auf Watte zu gehen.

Durch das Gehen, so erläuterte der Professor mir später, sei meine Muskelpumpe aktiviert worden, das heißt, die

Muskeln meiner Beine hätten die Venen ausgepresst und so das Blut wieder zum Herzen geführt, jedenfalls wurde mir wohler und als wir sein Büro erreichten, verspürte ich lediglich noch eine leichte Übelkeit und Kälte, die von dem Schweißausbruch herrührte.

Auch er schien sich gefangen zu haben. Mit einem gönnerhaften Lächeln sagte er: »Nun, ich denke, Sie haben genug gesehen, oder?«

»Ich kenne diesen Mann«, brachte ich atemlos hervor.

Er verstand sofort, runzelte die Stirn und erwiderte: »Das wage ich zu bezweifeln, das müsste ein großer Zufall sein, meinen Sie nicht? Im Übrigen geht es nicht wenigen Studenten so, dass sie zu Beginn eine Ähnlichkeit zum Beispiel mit verstorbenen Großeltern feststellen. Das lässt sich einfach psychologisch erklären.«

»Nein, nein«, unterbrach ich ihn. »Können Sie mir bitte den Namen des Mannes nennen?«

»Sie beginnen, meine Geduld ...«, brach es aus ihm in scharfem Ton heraus. Er atmete tief durch und hatte sich schnell wieder in der Gewalt. »Sie müssen wissen, es ist ein Teil des Vermächtnisses, dass die Anonymität der Körperspender gewahrt wird. Ich denke, es wäre besser, wenn Sie jetzt ...«

»Nein«, beteuerte ich, »dieser Mann war der Nachbar meiner Eltern, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Er verschwand vor einigen Jahren spurlos und es wurde nie geklärt, wo er sich befindet.«

Professor Bartels sah mich feindselig an. »Was wollen Sie uns unterstellen? Dass wir heimlich Menschen entführen, ermorden und anschließend hier von Studenten präparieren lassen?« Er lachte zynisch. »Wir sind hier weder in der Nazizeit noch im Fernsehen.«

»Herr Bartels«, sagte ich, so gut es ging mich beherrschend. In diesem Leben würden wir keine Freunde werden,

dachte ich. »Ich werde Ihnen jetzt den Namen des Mannes nennen, gehe nach Hause und Sie melden sich, wenn Sie sich überzeugt haben, dass ich recht hatte.«

»Nein, Sie nennen mir den Namen, danach gehen wir gemeinsam zu den Leichenbüchern und ich werde Ihnen schwarz auf weiß zeigen, dass Sie sich irren. Und dann beenden wir das Ganze hier. Also?«

»Karl Werner«, sagte ich.

Er ging ein paar Schritte weiter, bis zu seinem Sekretariat und bat die junge Dame am Schreibtisch, ihm die Unterlagen zu den Körperspendern des jetzigen Kurses zu bringen. Er forderte mich auf, hier zu warten, während er selbst in sein Büro ging. Nach wenigen Sekunden nahm ich den Geruch seiner Zigarette wahr, der durch den Schlitz unter der Tür ins Sekretariat drang.

Als er das Sekretariat wieder betrat, war er sichtlich ruhiger und anscheinend deutlich besserer Laune. Er war sich seines Sieges über mich sicher und schien sich auf den Moment zu freuen, in dem er meinen Irrtum beweisen konnte. Seine Sekretärin reichte ihm einen Ordner, er fragte sie nach der Nummer jenes Körperspenders, der ihnen in diesem Semester bereits so viel Kummer bereitet habe. Sie nannte ihm auswendig eine Zahl, mit der sie sich offensichtlich in letzter Zeit häufiger beschäftigt hatte.

Professor Bartels öffnete den Ordner und erläuterte mir das Ablagesystem: »Sehen Sie. Zuerst haben wir bei jedem Körperspender die Formulare, die unterzeichnet werden müssen. Im Wesentlichen handelt es sich um eine letztwillige Verfügung, die bestimmt, dass der Leichnam vom Anatomischen Institut für Forschung und Lehre verwendet werden darf. Anschließend kommt ein Zahlungsbeleg, denn die Körperspender müssen zu Lebzeiten eine gewisse Summe für die Bestattungskosten überweisen. Zu guter Letzt kommen hier die Unterlagen über die Einlieferung durch

das jeweilige Bestattungsunternehmen und die Entgegennahme des Leichnams durch unsere Präparatoren. Und nun schauen wir mal nach Ihrem Bekannten, nicht wahr? Wie sagten Sie, hieß er?»

»Karl Werner«, erwiderte ich und sah ihm zu, wie er nach dem Reiter mit der Nummer griff und die vorgelagerten Unterlagen zur Seite klappte.

»So, hier steht der Name. Das ist ...«, begann er. Er legte seinen Zeigefinger auf die Seite und las noch einmal. »Tatsächlich. Karl Werner. Hier steht es schwarz auf weiß. Sie haben recht. Kaum zu glauben.« Er drehte seinen Kopf zu mir. »Das ist mir in zwanzig Jahren noch nicht passiert, dass jemand wirklich einen der Körperspender wiedererkennt.«

Ich verzichtete darauf, meiner Freude Ausdruck zu verleihen. Ich freute mich tatsächlich nicht darüber, dass ich selbst recht hatte, denn dass Karl Werner als Leichnam in der Anatomie war, war alles andere als erfreulich. Aber dass dieser selbstbewusste Mann einen Irrtum eingestand, geschah sicher nicht häufig. Allerdings warf die Tatsache Fragen auf, unangenehme Fragen, deren Antworten ebenso unangenehm sein konnten. Bartels schaute auf der nächsten Seite nach, wer den Erhalt des Leichnams quittiert hatte und forderte seine Sekretärin nun auf, Herrn Ohm, anscheinend einer der Präparatoren, in sein Zimmer zu holen, sofort. Und danach solle sie uns zwei Tassen Kaffee bringen.

»Kommen Sie mit!«, befahl er, nahm den aufgeklappten Ordner mit und ging in sein Büro voraus.

Schweigend nahmen wir kurze Zeit später den Kaffee entgegen und warteten auf das Eintreffen des Präparators. Das schwarze Getränk schmeckte widerlich bitter, nach jedem Schluck musste ich das Würgen unterdrücken. Der Professor schien den Kaffee zu genießen, dabei rauchte er eine weitere Zigarette. Ich fühlte mich unwohl, meinetwegen hätte er sich auch allein um den weiteren Fortgang

kümmern können, ich war mir nicht einmal sicher, ob ich die Geschichte würde kennen wollen, die hinter der Einlieferung von Karl Werner steckte.

Kurze Zeit später klopfte es und ein weißhaariger, großer Mann in einem weißen Kittel, der besonders über dem dicken Bauch gelblich verfärbt war, betrat den Raum. Herr Ohm trug einen ungepflegten, ausufernden Bart, der streckenweise mit dunklen Strähnen durchsetzt war und an die Bilder von Karl Marx erinnerte. Er hatte Glupschaugen, die weit aus den Augenhöhlen standen. Ich fragte mich, ob er überhaupt in der Lage war, die Augenlider zu schließen. Vor mir erschien das Bild des mit offenen Augen schlafenden Präparators, der auf dem Rücken in seinem Bett lag.

»Sie wünschen, Herr Professor?«

Herr Bartels stellte uns kurz vor, dann forderte er seinen Präparator mit einem missbilligenden Blick auf dessen fleckigen Kittel auf, Platz zu nehmen. »Lieber Herr Ohm«, stöhnte er, »es gibt wieder Probleme mit der 12/87.«

»Was fehlt denn jetzt? Der Fuß vielleicht?«, polterte er und zwinkerte mir dabei zu. Mir wurde bewusst, dass die jahrelange Arbeit mit Leichen auch Auswirkungen auf den Sinn für Humor haben konnte.

»Die Sache ist ehrlich gesagt nicht besonders komisch, Herr Ohm«, fuhr der Professor unbeeindruckt fort. »Anscheinend ist dieser Mann vor einigen Jahren von zu Hause verschwunden und taucht nun bei uns in der Anatomie auf. Unser Gast hat damals den Finger gefunden und nun die 12/87 als einen gewissen Karl Werner identifiziert, neben dem er gewohnt hat. Laut den Akten haben Sie ihn damals entgegengenommen.«

»Zeigen Sie mal her, Professor.«

Er beugte sich nach vorn, nahm den Ordner mit seinen groben Händen vom Tisch, schaute sich die Akten an. Bevor er die betreffende Seite umblätterte, leckte er seinen

Finger an, was in mir angesichts seiner, dem Kittel nach zu urteilen, schmutzigen Profession erneut ein Gefühl des Ekels hervorrief. Das Gefühl wurde verstärkt, als ich seine ungepflegten Fingernägel bemerkte, die gelblich und dick über die Fingerkuppen abstanden.

»An Genaues kann ich mich nicht erinnern. Bestattungsunternehmen Reschke hat uns den Burschen damals gebracht. Sieht doch alles in Ordnung aus. Gut, Todesursache steht hier nicht, aber die wird uns ja oft nicht mitgeliefert. Hier ist die letztwillige Verfügung. Alles gut«, stellte er fest und klappte den Ordner zu. »Den alten Reschke können Sie leider nicht mehr befragen. Den hat's letztes Jahr dahingerafft. Lungenkrebs. Hat zu viel geraucht. Genau wie Sie, Professor.« Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und kratzte mit der rechten Hand seinen dicken Bauch.

»Ja, ja, schon gut, Herr Ohm. Sie können sich also nicht weiter erinnern? Danke, dass Sie so schnell gekommen sind.«

Ohm verstand, erhob sich und ging mit der erhobenen Hand einen Gruß nach hinten winkend wortlos zur Tür.

»Ach, Herr Ohm, tauschen Sie bitte die Leiche aus. Sie soll nicht weiter präpariert werden.«

»Wird gemacht, Chef. Danach in die Einäscherung?«

»Noch nicht.«

»Wie Sie wünschen, Professor.«

Die Tür ging zu, es trat eine kurze Stille ein. Dann fragte ich: »Und das reicht Ihnen als Antwort?«

»Ach was. Sie haben ihn ja gesehen. Meinen Sie, von dem hätten wir eine brauchbare Auskunft bekommen? Nein, nein. – Mir ist da gerade etwas aufgefallen.« Er griff wieder nach dem Ordner und schlug die Akte 12/87 auf. »Eingeliefert wurde der Mann am 20. März 87. Das ist nichts Ungewöhnliches. Die Verfügung aber ist auf den 12. Februar desselben Jahres datiert. Das an sich ist sehr ungewöhn-

lich. Wir erleben es zwar gelegentlich, dass schwerkranke Patienten, zum Beispiel Krebspatienten, sich entscheiden, Körperspender zu werden. Dann liegen diese Daten nicht weit auseinander. Aber wenn es stimmt, dass er plötzlich verschwunden ist, ist das natürlich sehr, sehr merkwürdig.«

Man sah förmlich, wie die Gedanken in seinem Kopf ratterten, und auch wenn ich wusste, dass mein Besuch für ihn noch wesentlich unangenehmer war als der Studentenstreik mit dem Finger, wurde mir auf einmal bewusst, warum dieser Mann Professor war. Er stand hier vor einer offenen Frage und als Wissenschaftler war seine Neugier geweckt.

Ich schlug vor: »Es könnte ja sein, dass er tatsächlich um seinen bevorstehenden Tod wusste und seine Familie nicht damit belasten wollte, dass er sich einen Ort zum Sterben gesucht hat und durch die Körperspende seine Spuren verwischt hat.«

»Das könnte durchaus sein.« Bartels hatte einen Ellenbogen auf den Tisch gestützt, sein Kopf lag in der Hand des aufgestützten Arms und er blätterte weiter durch die Akte. Dann wandte er sein Gesicht mir zu und sagte: »Glauben Sie das? – Ich nicht. Nein, hier ist etwas faul.«

»Ich wundere mich etwas. Die Sache mit dem Finger wollten Sie vertraulich behandeln. Sie könnten mich doch bitten, hierüber nichts verlauten zu lassen und die Sache vergessen.«

»Sie vergessen etwas Entscheidendes: Ich wurde vor einem Jahr nach Berlin berufen. Für die Sache mit dem Finger müsste ich geradestehen; das, was uns nun aufgefallen ist, war vor meiner Zeit. Was auch immer dabei herauskommt, ich habe keine Schuld daran. Ich kann aber nicht einfach darüber hinweggehen und ihn weiter präparieren lassen. Wenn das herauskäme, könnte es wesentlich größere Folgen

haben. Der Finger ist dagegen ziemlich harmlos. Verstehen Sie?«

»Ja, ja.« Es war inzwischen recht spät, und der anfängliche Reiz dieses Ausflugs in die Welt der Anatomie hatte sich bei mir langsam in Erschöpfung gewandelt. Mir reichte es. Ich erhob mich.

»Herr Bartels«, sagte ich, »ich danke Ihnen für diesen hochinteressanten Tag. Aber ich muss jetzt los.«

»Ja, ja«, murmelte er, wieder auf die Akten schauend. »Danke, dass Sie gekommen sind. Sie finden den Weg? Auf Wiedersehen.«

Ich verließ das Büro durch das Sekretariat, wollte mich von der Sekretärin verabschieden, die selbst gerade in Aufbruchsstimmung war und mir daher anbot, mich aus dem Institut zu begleiten. Das nahm ich gern an, denn ich war mir nicht sicher, ob ich den Ausgang auf Anhieb finden würde. Auf dem Weg plauderte sie überraschend offen über ihren Chef, der aufgrund seiner aalglatten Art nicht besonders beliebt sei im Institut. Ein Wessi eben. Ich hörte nicht richtig zu, solche Lästergeschichten interessierten mich nicht.